

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 3

Artikel: Frau Menga [Fortsetzung]
Autor: Odermatt, Esther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634054>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 3 - 1933

*

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

*

23. Jahrgang

Silhouetten. Von Edgar Chappuis.

In dunkler Nacht durch helle Caféscheiben
Seh ich wie Schattenspiele Silhouetten,
Von Menschen, die sich dort die Zeit vertreiben.
Die Köpfe schaukeln wie bewegte Ketten.

Das Puppenspiel der Menschheit macht Scharade.
Hier ist der Umriss fein, dort wird er breiter.
Bei all der Unterhaltung ist's nur schade,
Dass ich nicht Worte höre froh und heiter.

So sind es Schemen nur, die sich dort regen,
Es sind Gespenster, die vor mir erscheinen.
Und dennoch meine Seele sie bewegen.
Ist es zum Lachen, ist's nicht gar zum Weinen?

Denn alle kamen sie, um zu vergessen
Des Lebens Not, in kurzen Mussestunden.
Sind diese aus, so brennen unermessen
Aufs neue ihres Alltags tiefe Wunden.

Frau Menga. Novelle von Esther Odermatt.

3

Als der alte Tumasch am Friedhofstor immer wieder
sein „Vergelts Gott!“ stammelte für das Stipendium, das
Frau Menga seinem Enkel Martin zum Besuch des Priester-
seminars erwirkt hatte, steckte ihr die Frau Posthalterin im
Vorübergehen einen Brief zu. Frau Menga hielt die Ent-
scheidung des Sohnes in der Hand.

Sie mühte sich, den alten Tumasch freundlich zu ver-
abschieden, riß unterwegs den Umschlag auf und taumelte
fast, so griffen ihr die ersten Worte ans Herz: „Die Ent-
scheidung für mein Leben, mein neues Glück ...“

Blitzartig fuhr es ihr durch den Sinn: Ludowika! Wie
eine letzte Hoffnung: Caporta, das Amt in der Heimat!
Dann strauchelte sie und brachte sich mit Mühe ins Gleich-
gewicht: „Ellen, die du kennst oder vielleicht nicht kennst!“

In einem letzten Fluchtversuch schob sie hastig den Brief
in die Tasche, eilte den Stütz zur Casa Crestas hinauf, ins
Haus, in ihr Zimmer. Sie preßte die Tränen hinunter, die
hervorbrechen wollten, und während das Herz fast zum
Zerplatzen klopfte, las sie den Brief, zweimal, dreimal:
daß Fortunat sich mit Ellen, der Tochter des Direktors,
verlobt und zugleich dem Geschäftshaus des Vaters als
juristischer Mitarbeiter neu und enger sich verpflichtet habe,
für ihn eine glänzende Zukunft und vor allem ein wirk-
liches Glück.

Ihr wankte der Boden unter den Füßen, und vor
ihren Augen wurde es fast Nacht. Aber durch den schwarzen
Schleier hindurch las sie immer noch den Brief: „Liebe

Mutter, du wirst dich doch mit mir freuen! Wie immer mein
Glück mit mir teilen. Es bittet seine geliebte Mutter darum
ihr Sohn.“

Das zwang sie auf die Knie nieder, das preßte ihr
die Hände zusammen: „Gott, segne mein Kind!“

Gewaltsam wollte sie diese Stimmung festhalten, For-
tunat sogleich ihren Segenswunsch schreiben, aber tief innen
rüttelte die eingepreßte Qual an den Pforten und wollte
hinauf an die Luft, ans Licht.

Es fiel ihr ein, daß bald die Dorfmadchen zum Flied-
abend anrückten. Barla Katrina sollte noch absagen, sie
fortschiden — aber dann empfand sie es als arme Wohltat,
daß sie sich zusammenraffen mußte, und daß der äußere
Zwang ihr dazu half. Sie richtete unter dem fröhlichen
Geplauder und Gesang der Mädchen die bunten Flicke,
schnitt aus einem alten Kittel einen warmen Kindermantel,
wies Tina ermunternde Auskünfte auf ihre Erfindungen
wegen einer Winterstelle, las mit Maria den Brief des
fernen Liebsten, riet und tröstete — und zögerte den Auf-
bruch möglichst lange hinaus. Aber endlich packten die Aus-
dauerndsten zusammen, die letzten Schritte verhallten den
Steig hinunter, und dann kam die furchtbare Nacht.

Raum lag Frau Menga im Bett, befahl sie ein ra-
sendes Herzklopfen. Einen Augenblick freute sie sich, recht
krank zu werden, wollte sich heftig herumwerfen, das Herz-
klopfen zu verstärken. Eine Sekunde nur, dann wußte sie,

daß sie stillhalten mußte, damit ihr morgen niemand etwas anmerkte.

So lag sie unbeweglich und horchte auf ihr pochendes Herz, bis es ermattete, und zählte die Stunden bis zum Morgen, bis zur Arbeit, bis zu den Menschen. Woran sollte sie denken, woran sich halten, alle die langen dunkeln Stunden, alle kommenden Tage und Nächte, alle Jahre ihres Lebens, da das Licht erloschen war, das ihr Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft erhellt hatte? Ihr Licht, ihr einziges. Jetzt war ihr Leben finster und einsam, ihr Haus leer, leer wie Bidas.

„Fortunat!“ schrie es in ihr. Sie jekte sich ja auf. Es war ja nicht möglich. Sie mußte es durchkosten bis auf den Grund: sie hatte ihren Sohn verloren und mit ihm den Sinn ihres Lebens.

Fünfundzwanzig Jahre lang hatte ihr Fühlen und Denken und Handeln ihm gehört. Um seinetwillen hatte sie sich selber erzogen zu dieser peinlichen Ordnung rings um sie, in der sie im Dunkeln bis ins kleinste zurechtfinden konnte, für ihn hatte sie sich gemäßig, daß nicht Maßlosigkeit ihm sein Schönstes und Bestes verzerrte, zerstörte wie einst ihrem armen Bruder, für ihn hatte sie dieses Haus mit seinen besten Bräuchen gehütet und gepflegt. Reich war sie gewesen, erst in seiner zärtlichen, sie verwöhnenden Liebe, später, als er sich spröde und spröder ihr verschloß, im Schaffen und Hoffen und Wünschen für die Zukunft.

Grausam, jäh wurde ihr alles zerrissen, höhnisch in Feten vor die Füße geworfen, was sie immer neu im kleinen geübt: zu helfen, zu schlichten, hatte sie es doch eng verknüpft mit der Mission, die der Sohn einst im großen für die Heimat erfüllen sollte, wie der Vatersvater in seinem männlich sicheren Wirken sie ihm vorgelebt.

Ihr ahnungsvoller Traum! Die Fremden hatten ihr den Sohn gestohlen, ihn listig angelockt, langsam von ihr losgerissen, und jetzt saß er dort bei diesen verwöhnten Leuten. Die hatten nun alles, und sie, o Gott! an diese ihr und ihm Wesensfremden hatte er sie verraten, seine Mutter verraten, seine Heimat, sich selber.

Sie machte Licht. Sie mußte den Brief noch einmal lesen. Die Uhr, die ihn beschwerte, war stehen geblieben. Jetzt wußte sie nicht einmal, wie lange die Qual noch dauern sollte. Sie zog die Uhr auf, ein paar Schläge tickte sie, dann stand sie wieder.

Jetzt war Frau Menga ganz hilflos. Die Tränen fingen an zu fließen, flossen immer bitterer, als sie Fortunats Entschuldigung wieder las, daß er sie mit Hoffnungen nicht hätte beunruhigen wollen, und er habe ja doch entscheiden müssen. Ueber sie hinweg hatte er über sein und ihr Leben verfügt, zusammen mit den andern, den Fremden, als sie noch in der Prozession die stolzen Hoffnungen hinter der Mutter Gottes hergetragen.

Als ob alle Schleusen in ihrem Innersten sich geöffnet, so stürzte das Weinen hervor und schüttelte sie, als ob es alles in ihr aufwühlen und fortshawemmen sollte, was jahrzehntelang gewachsen und gereift, fortshawemmen auch den Grund noch, worin es gewurzelt.

Wie sie so haltlos sich dem Weinen hingab: „Kind“, wehrte plötzlich eine Stimme aus weiter Ferne, „du

weißt, daß du das nicht darfst. Soll dir einen Tag lang jeder deinen Kummer ansehen?“

„Mutter“, stöhnte sie. Aber da kam keine liebe Hand, da war die andere, die Fremde —.

„Ein wirkliches Glück, und Ellen, die du wohl nicht kennst —.“

Frau Menga würgte das Schluchzen hinunter. Das junge verwöhnte Ding hatte begehrt nach ihrem Fortunat die Hände ausgestreckt, in die der reiche Vater noch alles gelegt hatte, was mit Geld zu haben war. Nein, wohin verlor sie sich! Für Geld zu haben, das war ihr Sohn nicht.

Und Ellen? Sie sah sie vor sich, wie sie bei ihrem ersten Breiler Aufenthalt freudeglühend, mit Efeuranen und Hedenrosen und Beeren geschmückt, wie eine kleine Bacchantin von einem Streifzug mit einem Rudel Barfüßchen heimgerannt kam, mitten in ein Gespräch zwischen Frau Menga und der Frau Direktor hinein, und wie diese dem Kinde mit einem scharfen Tadel über das beschmutzte Kleid, das ihre Augen allein erspäht, alle Freude zerriß. Frau Menga hätte das Kind vielleicht lieb gewinnen können, aber wie mußte es unter dem Druck dieser Mutter gewachsen sein? Und dieser Frau, in der Sicherheit ihres Reichtums, gehörte jetzt ihr Kostbarstes, ihr Einziges. Wie hatte sich Fortunat wegen dieser Frau aufgeregt, als sie einst über den Schmutz und die Unart der Breiler Kinder geklagt! Wütend war er geworden, war in den ältesten Kleidern mit den zerlump-testen Buben gelaufen, hatte sie in den Garten gebracht und um Ellen sich nicht gekümmert. Das war ihr Fortunat gewesen. Jetzt war er verblendet.

Frau Menga schnellte auf. Sofort mußte sie ihm schreiben, ihn warnen, ihn flehen, sich nicht zu übereilen; sie konnte ihm telegraphieren, daß sie sich unterwegs treffen wollten. Sie holte Papier und Stift. Aber da lag der Brief, der sie vor die vollendete Tatsache stellte, ihr jede Neußerung verwehrte. Weil die Eltern es wünschten, würden sie möglichst bald die Verlobung kundgeben, die Randbemerkung hatte sie fast übersehen. „Die Eltern!“

Jetzt wußte Frau Menga nur eines, daß sie morgen gesund sein mußte, daß sie selber Barla Katrina und mit ihr das Dorf auf die Ueberraschung vorbereiten wollte; denn niemand durfte ahnen, wie arm sie geworden war.

Und Ludowika? Ob Fortunat ihr schon fest ins Herz gewachsen war? Armes Kind! Doch sie war jung, sie konnte wieder lieben. Was wäre das für ein Glück gewesen, auch für sie! Sie hätte Fortunat nicht hergeben müssen. Ein selbstfüchtiger Wunsch war es wohl, aber warum mußte den andern alles und ihr nichts sich erfüllen? Gewaltig riß sie diesen Wunsch mit dem andern großen zusammen aus dem Herzen und ein Stück, das beste, ihres eigenen Lebens damit.

Wie von einer offenen Wunde brannte der Schmerz sich in ihren Körper ein, fraß sich tiefer und tiefer, und langsam stieg aus der Qual der Zweifel auf und starrte sie grinsend an. Hatte sie je belesen, was sie zu verlieren sich sträubte? Ging Fortunat nicht vielleicht jetzt seinen eigenen Weg, wie ihn sein Vater hätte gehen wollen, wenn ihm die Krankheit ihn nicht versperrt hätte? Trugbilder hatte sie sich geschaffen von beiden.

Vielleicht, wenn sie dem Sohn zur rechten Zeit die Wahrheit enthüllt, statt ihm und sich das Bild des haltlos eitlen Vaters zu schmücken, die Unzulänglichkeiten seiner leichtgläubigen, im Grunde untüchtigen Art zu verhüllen? War ihr Fortunat nicht deshalb entglitten, und die Wahrheit hätte ihn zurückgerissen? Die Wahrheit! Sie stöhnte laut und griff sich ans Herz. O Gott, wohin trieb es sie? Sollte diese Nacht ihr alles, alles zerschlagen?

Am Morgen forschten Barla Katrinas Augen bekümmert auf Frau Mengas fahlem Gesicht, und diese war dankbar, als sie einem dringenden Ruf der kleinen Greitla folgen konnte, da das Brüderchen über Nacht schwer erkrankt sei und die Mutter sich nicht zu helfen wisse.

Frau Menga erkannte sofort, daß eine schlimme Erkältung zu einer Lungenentzündung verschleppt worden war, der Arzt aus dem Tal aber konnte nicht vor Abend eintreffen. So übernahm Frau Menga die Pflege, ließ aus der Casa Crestas das Nötige holen und tröstete die Mutter: „Das mußte ich bei meinem Fortunat genau so machen, und er ist dabei gesund geworden.“

Wie hatte er damals ihr gehört, als sie den heilenden Widel fest um den glühenden Körper gelegt und mit jedem Gedanken seine Genesung erfleht hatte. „Das schreib ich jetzt dem Fortunat“, wollte sie sagen und brach jäh ab. Die alte liebe Redensart hatte keinen Sinn mehr. Ihr Sohn hatte sich losgelöst, losgerissen von ihr und von allem.

Als gegen Abend der Arzt kam und erklärte, ohne Frau Mengas sofortige sachgemäße Pflege wäre das Kind jetzt kaum mehr zu retten, und die Mutter weinend ihr dankte, schossen auch Frau Menga die Tränen aus den Augen. Jetzt konnte sie sich nicht mehr halten.

Sie eilte den Höhenweg hinan, wo sie niemand sehen und treffen würde. Der Weg, den sie am Fest gegangen. Entsetzt kehrte sie um, nie mehr würde sie dort hinauf sich flüchten können. Aber dort unten wartete die Casa Crestas, Barla Katrinas fragende Augen, und nun ging sie doch ihren Weg und wußte erst jetzt mit wachen Sinnen, am hellen Tage, daß sie um ihr Kostbarstes, um ihr Heiligstes betrogen worden, daß sie den Sinn ihres Lebens verloren hatte.

Ein rotes Kopftuch schimmerte über den Aehren auf. Frau Menga wollte allein sein und schaute doch sehnsüchtig nach einem Menschen aus, mit dem sie reden mußte, nach einer gleichgültigen Gesellschaft, die sie doch floh. Aber das Kopftuch verschwand.

Frau Menga blieb allein und versank in ihr Leid, tiefer und tiefer, bis sie spürte, wie die heißen Tränen ihr auf die Hände tropften und der Zipfel ihres Tuches am Boden nachschleifte. Das straffte sie auf. Wenn jemand sie so sähe! Sich und den Sohn würde sie preisgeben. Er aber sollte eine würdige Mutter haben, auch wenn er ihr wehtat, und vor den Leuten wollte sie stolz auf ihn sein, auch jetzt. Vielleicht kam er ihr doch noch zurück; dann sollte er seine Heimat finden und seine Mutter, die auf ihn warteten.

Frau Menga schaute auf das Dorf zurück, das schon im Schatten eingebettet in der Bergmulde lag. Aber als ihr Blick sich heben wollte über die schimmernden Kornfelder, die dem Sommerwind rauschend sich neigten, zu den Bergen

im Abendschein, da stieg übermächtig die Schwere empor und wollte sie niederdrücken.

„Gott“, rang sie die Hände, „hilf mir! Aus der Schwere hilf mir empor!“

Plötzlich stand sie still. Die Sonne war hinter dem Breiler Horn versunken. Frau Mengas Weg lag im Schatten, aber die Höhen drüben, von denen das tiefe Tal des jungen Rheins sie schied, glühten noch in der Abendsonne. Aus dem Schatten schaute Frau Menga hinüber zum Licht, das den andern gehörte, das auch ihren Weg einst erhellt und erwärmt hatte und noch hinüber leuchtete in ihre Nacht.

*

Zum Brautbesuch in Breil wurden die Verlobten von Ellens Eltern begleitet, wie es sich nach Frau Direktors Meinung schickte. Man wollte auch Frau Menga und den Breilern zeigen, daß man sie schätzte und das Materielle bei der Wahl des Schwiegersohnes keine Rolle zu spielen brauchte. Die Frau Direktor hatte einen großen Korb mit kostbarem Obst vorausgeschickt, das Frau Menga unter die Nachbarskinder verteilte, von Fortunats Braut, wie sie erklärte.

Die Vorbereitungen für den gastlichen Empfang halfen Frau Menga über die innere Pein hinweg, und der Tag selbst enthob die zunächst Beteiligten der Angst, am Innern rühren oder es verbergen zu müssen. Vor der in ihrer Güte und Freundlichkeit sich sonnenden Frau Direktor hätte sich doch kein vertrauliches, tastendes oder unsicheres Wort an die Oberfläche gewagt.

Umsonst versuchte Ellen, sich ein Ende der langerhofften Freude zu retten, da die Kindersehnsucht sich erfüllen, ihr die Casa Crestas zur Heimat werden sollte. Das erste Du für die scheu verehrte Frau Menga, das sie aus der Tiefe kaum bis zu den Lippen brachte, verlor alle geheime Innigkeit, weil die Frau Direktor sogleich sich und den Gatten mitanschloß.

Zu einem steifen Höflichkeitsakt wurde der gemeinsame Gang auf den Friedhof, wo Ellen einen Astenkranz um das Kreuz von Fortunats Vater hing und einen Strauß auf das Grab seiner kleinen Schwester legte.

„Vom Schwesterlein wußte nur ich“, sagte Ellen ganz unermittelt aus der Betrübnis heraus, daß alles erkaltet wurde, was sie liebevoll sich ausgedacht. Nur Fortunat bemerkte ihren Versuch und vermochte ihr in seiner eigenen Unsicherheit nicht zu helfen.

Bei den Gesprächen über Aussteuer und Hochzeit bemühte sich die Frau Direktor übereifrig, Frau Menga möglichst wenig aufzubürden, ihr gegen ihren Willen allerlei noch abzunehmen, bis ihr Gatte erklärte, Frau Menga könne doch dem Sohne bereiten, was sie wolle.

Fortunat deckte seine Verlegenheit, indem er krampfhaft heiter möglichst unbefangene Gespräche vermittelte, bis Frau Menga von des Nachbarn Not erzählte und fragte, ob Fortunat glaube, den Bucherhandel, der ihn um Haus und Hof zu bringen drohe, rückgängig machen zu können, er hätte jetzt ja mächtige Fürsprecher.

Die sonst unbeirrbar gute Laune des Schwiegervaters trübte sich. „Lassen wir das“, schob er das Unangenehme

beiseite. „Fortunat wird Menschen und Umstände nicht ändern können.“

„Aber die Familie wird zugrunde gerichtet“, beharrte Frau Menga mit einem fordernden Blick auf Fortunat, der noch bei seinem letzten Besuch dem Nachbar Hilfe versprochen und auf Erfolg gehofft hatte.

„Ich will's nochmals versuchen“, antwortete Fortunat der Mutter.

„Aber mich laß aus dem Spiel, wirst schon deine Erfahrungen machen, jugendlicher Idealist!“ Der Schwiegervater erhob sich und klopfte Fortunat wohlwollend verzeihend die Achsel. Frau Menga aber brannte neu aufgerissen die Wunde jener furchtbaren Nacht.

Nach dem Abschied von der Casa Crestas zog Ellen Fortunat den Eltern voraus, weinend, weil Frau Menga sie nicht liebhaben könne.

Fortunat suchte sie zu trösten, die Mutter werde schon zugänglicher werden, sie sei wohl auch etwas eifersüchtig — und bereute im gleichen Augenblick das Wort. Es fiel ihm schwer aufs Herz, als er an der Wegbiegung sich umwandte und, den Hut schwenkend, zur Casa Crestas hinauf grüßte, wie er es seit seinen Knabenjahren gewohnt war, schwerer noch, als Mutters Tuch ihm wehend Bescheid gab wie immer.

(Fortsetzung folgt.)

„Pari Luis.“

Brief eines Armenierfreundes an die schweizerischen Armenierfreunde. *)

Liebe Armenierfreunde in der Schweiz!

Gestattet mir einige Worte an Euch. Was Ihr längst gewesen, bin ich in diesen Tagen geworden, ein Freund der Armenier. Schon auf der Reise hat dieses Werden begonnen. Sie hat mich zweimal mit Armeniern in enge Beziehungen gebracht, und beide Male haben sie mir hohe Achtung abgenötigt. Aber die Liebe zu ihnen ist tief und stark geworden in diesen vier wunderbaren Tagen, die ich nun in Syrien inmitten dieses Volkes verbringen durfte als Gast der Männer und Frauen, die in Gottes Kraft und mit Eurer Hilfe, liebe Freunde, unter dem Volke arbeiten, helfend und rettend, erziehend und heilend.

Ich war in Ghazir, dem schönen Dorf am Westhang des Libanon, wo Herr Theodor Wieser mit seinen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen unter den 120 Blinden, Halbblinden und Krüppeln, diesen Aermsten der Armen, ein herrliches Werk tut. Wohnhäuser, Schullokale, Bureaus und Werkstätten, ich habe sie alle besucht. Einfach sind sie, vielfach primitiv nach unsern Begriffen und doch, das Notwendige ist da; und die Menschen fühlen sich wohl darin, denn ihre Wohnstätten sind sauber und voll Luft und Sonnenschein. Die Ernährung, so einfach sie ist, ist gut. Besonders schön ist die familienartige Gruppierung der Zöglinge und Arbeiter in den einzelnen Häusern, die allem schablonen- und nummernhaften Anstaltsbetrieb so ferne steht und hier durch die außerordentliche Niedrigkeit der Hausmieten ermöglicht wurde. Beglückend ist für Blinde und Krüppel die Arbeit, die auch sie leisten dürfen. Und mit

welch glücklicher Hand und erstaunlichem Geschick haben die Leiter des Heims jedes an den Platz gestellt, wo die gerade ihm noch gebliebenen Fähigkeiten und Kräfte zur Geltung kommen können. Und ich habe sie musizieren und singen gehört. Selbst einer Theatervorstellung habe ich beigewohnt. Sinter allen und allem aber steht unsichtbar und doch täglich fühlbar Er, der in Wahrheit das Werk trägt, schafft und erhält.

Gestern früh nahm ich Abschied von dem mir lieb gewordenen Ghazir und fuhr hinunter ins sommerlich heiße Beirut. Dort habe ich den Mann kennen gelernt, dessen Name für immer mit der Geschichte der armenischen Flüchtlinge in Syrien verknüpft bleiben wird, Jakob Künzler. Er führte mich ins Lager, wo noch immer nach diesen zehn Jahren das Flüchtlingselend in all seiner Grauenhaftigkeit greifbar vor einem steht. Welches Gewirr von eng ineinander und übereinander geschobenen Hütten aus Holz und Blech, wo in engstem Raume eine ganze Familie und oft zwei zusammengepfercht schlafen, Stätten langsamen Siedtums und sittlichen Zerfalls. Dann führte mich Herr Künzler hinüber ins neue Quartier am Hügel über dem Breirutflusse, wo mit Eurer Hilfe, liebe Freunde, in Zement und Stein gesunde Häuschen entstanden sind und fortwährend entstehen. Hier bahnt sich, wenn auch unter schwerstem wirtschaftlichem Kampfe, für das armenische Volk eine neue Zukunft an.

Am Abend fuhren wir im Auto, von einem Armenier sicher geführt, über die Höhen des Libanon hieher ins hochgelegene Zahle mit seiner herrlichen Luft. Der Gegensatz zum Lager von Beirut ist unaussprechbar groß. Hier haben Herr und Frau Künzler mit Eurer Hilfe, liebe Freunde, diesen Sommer zum erstenmal 185 Lagerfindern die Wohltat einer Ferienkolonie zuteil werden lassen dürfen.

„Pari Luis“ ist der armenische Morgengruß und bedeutet: „Schönes Licht“. Ich hörte ihn erstmals in Ghazir aus dem Munde der Blinden, und er ergriff mich tief. Das Volk ist durch die furchtbarste Finsternis gegangen und ist zum Teil noch darin. Aber es glaubt an Den, der Licht und Leben ist. Es ist ein tapferes, arbeitssames, sittlich hochstehendes und tief frommes Volk, ein Volk, das trotz allem Schweren nicht in passiver Stumpfheit versinkt, sondern mit Aufbietung der letzten Kraft und im Glauben an die Hilfe des Herrn sich durchringt zu neuem Licht.

Umso wirksamer ist Eure Hilfe, liebe Freunde. Laßt Eure Herzen nicht kalt werden durch die Kälte der Zeit, durch die wir alle gehen, sondern helft weiter wie bisher.

Der Tag der goldenen Regel werde auch dieses Jahr wieder zu einem Tage der Bruderhilfe zur Ehre des Vaters!

Zahle am Ostfuß des Libanon, am Morgen des 9. September 1932.

Euer ergebener

Dr. Emil Baer, Pfr.

Von der Chartreuse bei Thun.

Die Nachricht von dem kürzlich erfolgten Verkauf der Schloßbesitzung Chartreuse bei Thun an ein Berner Konsortium erweckt Erinnerungen. Bevor das neue Schloß gebaut wurde, und noch kein Eisenzaun die ganze Besitzung umgab, fand der Bewohner der Gegend ab und zu die Gelegenheit, dem Bächihölzli einen Besuch abzustatten, im idyllischen Buchenhain zu lustwandeln, und das Grabmal Heinrichs von Strättlingen, dem Minnesänger, aufzusuchen, eine Schiefertafel am Waldsaum. Interesse erweckte auch eine Steinfigur im Wäldchen, die ein Götzenbildnis darstellen sollte, und ein eigenartiges Kellergewölbe mitten im Hain, über dessen Zweck und Herkommen niemand sichere

*) Aus den „Mitteilungen über Armenien“, dem Organ der Armenierfreunde in der Schweiz. Die kümmerlichen Reste dieses unglücklichen Volkes sind auf die Mithilfe ihrer Glaubensbrüder im Westen angewiesen. Gaben in bar oder neue Wäschestücke und Schuhe nimmt für sie mit Dank entgegen: die Administration der „Mitteilungen“ in Basel, Batterieweg 113, Postfachrechnung V 32221.